

- 1 -

Ein Tag im Zoo

Neugier, Grenzen und erste Risse im Zuhause

Deutschlandfunk (1965): „**Kanzler Erhard verspricht erneut, Wohlstand für alle**“
Versprechen glänzen nur so lange, bis sie eingelöst werden.

Tagesschau (1965): „**NRW diskutiert Smog-Plan – Fahrverbote im Gespräch**“
Die Luft wird schädlicher – und keiner kann den Atem anhalten.

Süddeutsche Zeitung (1965): „**Auschwitz-Prozess endet mit lebenslangen Strafen**“
Manche Urteile sind schwer zu fällen. Andere kommen nur spät.

Bravo (1965): „**Peter Kraus löst Kreisch-Alarm aus**“
Wenigstens schreit hier jemand aus vollem Herzen.

Bild (1966): „**Minirock erobert deutsche Innenstädte – Eltern empört**“
Empörung ist oft nur Angst vor Veränderung in anderer Kleidung.

Westdeutschland, Mitte der 1960er Jahre: Die Straßen der Städte füllten sich mit neuen Autos, in immer mehr Wohnzimmern flimmerte ein Fernseher, und in den Zeitungen war vom Wirtschaftswunder die Rede. Es war eine Zeit, in der Fortschritt sichtbar wurde – und in der man fest daran glaubte, dass es die Kinder einmal besser haben würden.

Die Wunden des Zweiten Weltkrieges waren längst nicht verheilt, doch viele Menschen vermieden manches, was den Blick auf die Vergangenheit lenken konnte.

Während die Politik – oft ideologisch geprägt – über die ‚richtige‘ Zukunft des Landes stritt, und zuerst wenige unbequeme Menschen gegen gesellschaftliche Widerstände begannen, die Gräueltaten des Dritten Reichs aufzuarbeiten, lebten viele Familien ihren Alltag – aufmerksam, aber meist fern von den großen Themen der Zeit.

Was in Bonn verhandelt oder in den Zeitungen thematisiert wurde, schien weit entfernt vom eigenen Küchentisch.

Der vierjährige Martin war Teil einer solchen Familie. Für ihn bestand die Welt aus überschaubaren Räumen, vertrauten Wegen und Regeln, deren Herkunft ihm selten erklärt wurde.

Es war ein sonniger Tag in der norddeutschen Großstadt, in der die Familie lebte. Der Frühling hatte sich eben mit den ersten Blüten an den Ahornbäumen angekündigt, die entlang der Straße wuchsen, in der die Familie wohnte.

Die Stadt wirkte ruhig und geordnet – auch wenn zwischen den Häusern noch Lücken klafften, und ausgebesserte Fassaden daran erinnerten, dass nach dem Krieg längst nicht alles wieder instand gesetzt war.

Martin spielte im Kinderzimmer, als es an der Wohnungstür im zweiten Stock des Mehrfamilienhauses klingelte. Darauf hatte er schon seit dem Mittagessen gewartet. Er ließ sein Spielzeug und seine neben ihm spielende, zwei Jahre jüngere Schwester Sandra zurück, lief zu seiner Mutter in die Küche und fragte:

»Ist das Oma Martha?«

Martins Mutter Gabriele, die von allen Gaby gerufen wurde, hantierte an der Spüle. Sie wusch das Geschirr ab, das sie kurz zuvor für das Mittagessen benutzt hatten. Das tat sie immer – gleich nach den Mahlzeiten. Für größere Geschirrberge war in der kleinen Küche kein Platz.

Überhaupt war die gesamte Wohnung recht beengt. Neben der Küche befand sich ein Badezimmer von überschaubarer Größe. Gegenüber lag das Elternschlafzimmer, in dem das Ehebett und ein dreitüriger Schrank gerade so Platz fanden.

In einem noch kleineren Zimmer standen zwei Kinderbetten, in denen Martin und seine Schwester schliefen, und eine niedrige Kommode, in der die Kleidung und das Spielzeug der Kinder aufbewahrt wurden. Für ausgiebiges Spielen blieb kaum Platz.

Das ebenfalls nicht besonders große Wohnzimmer war mit einem Schrank und einer Sitzgarnitur ausgestattet: zwei Sessel, ein Sofa und ein Tisch. Auf einem kleinen Beistelltisch stand ein zwar altes, aber funktionierendes Radio, vor dem Martin manchmal spielte und der Musik lauschte.

Der Flur war eng, der Teppichläufer auf dem Boden dämpfte jeden Schritt, der Geruch von kaltem Zigarettenrauch hing darin fest, als gehöre er schon immer in die Wohnung – wie jemand, der sich unbemerkt eingeschlichen hatte und geblieben war. An der Garderobe hingen im Winter die schweren alten Wollmäntel der Eltern. Der Kinderwagen aus kaltem Metallrohr, in dem Martins jüngere Schwester Sandra noch manchmal gefahren wurde, obwohl sie schon laufen konnte, stand schwer und kühl im Weg, als wäre er aus einer anderen Zeit übrig geblieben.

Vor den Fenstern der Wohnung hingen helle, einfache Gardinen. Bilder an den Wänden gab es nicht, aber eine Uhr mit römischen Ziffern an der Wand im Wohnzimmer, neben der Tür zum Flur.

Alles in allem eine kleine, schlicht, aber zweckmäßig eingerichtete Wohnung für die vierköpfige Familie.

Wohnraum war knapp zu dieser Zeit, daher hatte Martin sein erstes Lebensjahr mit seiner Mutter bei seinen Großeltern verbracht, bevor seine Eltern mit ihm in die gemeinsame Wohnung eingezogen waren. Zuvor hatte sich vor allem Oma Anne um ihn gekümmert, bis seine Mutter ihre Ausbildung als Modistin abgeschlossen hatte. Danach blieb sie zuhause und kümmerte sich um Martin – und später auch um seine Schwester.

Trotz der Schlichtheit und Enge der Wohnung fand Martin neben seinem wenigen Spielzeug immer wieder Dinge darin, die seine Neugier weckten. So galt sein Interesse oft dem Tisch im Wohnzimmer, der sich mit einer kleinen Kurbel hoch- und runterdrehen ließ.

Er tat das manchmal.

Die Kurbel und unter dem Tisch verteilte Metallstangen sorgten auf wundersame Weise dafür, dass alle vier Beine des Tisches entweder länger oder kürzer wurden. Wie das funktionierte, blieb für ihn ein Rätsel.

Er mochte es, auszuprobieren, wie leicht er unter die Tischplatte schlüpfen konnte, wenn er sie ganz heraufkurbelte. Oder wie er sich mehr bücken musste, wenn er sie ganz herunterdrehte. Das war ihm am liebsten. So konnte er sich prima unter ihr verstecken.

Auch wenn seine Mutter ihn sehen konnte, wenn sie hereinkam, hatte er mit der Tischplatte über sich so etwas wie ein Dach über dem Kopf. Und damit fast ein kleines Zimmer im Wohnzimmer.

Wenn seine Mutter es erlaubte – was nicht oft vorkam – legte er große Decken über den Tisch, die sonst ordentlich zusammengefaltet auf dem Sofa lagen und seiner Mutter als Zudecke für ein kurzes Mittagsschläfchen dienten, das sie sich hin und wieder gönnte, wenn es ihre viele tägliche Arbeit als Hausfrau und Mutter zweier kleiner Kinder zuließ.

Da das nicht ausreichte, um den Tisch ringsherum zu bedecken, nahm er auch die Decken, die tagsüber über das Bett seiner Eltern ausgebreitet waren, um das Bettzeug vor Schmutz zu schützen, wie seine Mutter es ihm einmal erklärt hatte.

Er breitete sie so aus, dass sie rundherum bis auf den Boden reichten, und stellte Aschenbecher oder Vasen auf den Tisch, damit sie nicht herunterrutschen. So entstand ein kleiner geschützter Raum unter dem Tisch, der nur ihm gehörte.

Er nannte ihn seine ‚Höhle‘. Ein Ort, an dem er selbst bestimmte, wie hoch das Dach war. In ihn stellte er dann manchmal eine Lampe, die er von dem

kleinen Nachtschrank neben seinem Bett holte. Dort leuchtete sie, wenn er vor dem Einschlafen noch in einem seiner Bilderbücher blätterte, was er so gut wie immer tat.

In der Höhle gab sie ein ebenso angenehmes, warmes Licht ab wie abends neben seinem Bett. Zusätzlich warf sie Schatten auf die Falten der Decken, die manchmal etwas unheimlich wirkten, aber mit dem Licht war es noch mehr wie in einer Höhle.

Oft saß er dort – spielend oder in ein Bilderbuch vertieft – auf dem Boden. Dann war er glücklich und zufrieden.

Hier erwartete niemand etwas von ihm.

Manchmal durfte auch seine Schwester mit hinein. Dann spielten sie dort gemeinsam, häufig mit Sandras Kindergeschirr aus weißem Plastik und taten so, als würden sie sich Saft einschenken und unsichtbaren Kuchen essen.

Aber jetzt gerade war Martin aufgeregt. Seine Mutter hatte ihn wohl wegen des klappernden Geschirrs nicht gleich gehört. Noch einmal wollte er daher von ihr wissen, ob es Oma Martha war, die geklingelt hatte.

Diesmal hatte Gaby die Frage ihres Sohnes bemerkt und bedeutete ihm, einen Moment zu warten.

Warten war etwas, das Martin zwar früh gelernt hatte, aber nicht immer geduldig ertrug. Er zupfte seine Mutter am Ärmel und drängte sie, endlich zu sagen, ob Oma wirklich gekommen war.

Gaby drehte sich zu ihm um, lächelte und schickte ihn schon mal zur Tür.

Es klingelte erneut. Gaby seufzte und trocknete sich die Hände ab. Jemand schien es eilig zu haben.

Das passte nicht zu Oma Martha, ihrer Schwiegermutter. Martha war ein geduldiger Mensch; kaum etwas konnte sie aus der Ruhe bringen. Gaby hatte sie jedenfalls selten einmal anders erlebt als stets eher leise sprechend, überlegt handelnd und kaum streitend, außer hin und wieder mit ihrer Tochter.

Martha besaß den feinen, listigen Humor, der den Schwaben oft nachgesagt wird – geprägt durch die vielen Jahre, die sie in ihrer schwäbischen Heimat verbracht hatte, bevor der Krieg ausbrach und sie mit ihren beiden kleinen Kindern erst für ein paar Jahre nach Franken und dann schließlich nach Norddeutschland zu ihrem Bruder evakuiert worden war, der schon vor dem Krieg seines Berufes wegen dorthin gezogen war.

Wenn es also nicht Martha war, die das zweite Mal geklingelt hatte, dann musste es Dorothea sein, vermutete Gaby. Marthas Tochter, die Schwester ihres Mannes, die von allen nur Thea genannt wurde.

Thea wartete selten gern, wenn sie etwas wollte. Sie trat oft so auf, als sei es selbstverständlich, dass man sofort für sie da war.

Diese Anspruchshaltung ließ Gaby immer wieder denken, ihre Schwägerin halte sich für ‚was Besseres‘.

Manchmal bekam Martin mit, wie seine Mutter so über Tante Thea sprach. Dann fragte er sich, was das wohl bedeutete. Waren denn manche Menschen besser als andere?

Neulich hatte er danach gefragt, als Tante Thea und Mama sich in der Stadt getroffen hatten.

Seine Mutter begleitete seine Tante zu einem Vorstellungsgespräch, und Martin durfte mitkommen.

Auf dem Weg redete Tante Thea ununterbrochen und ging so schnell, dass er Mühe hatte, mitzuhalten.

Seine Mutter versuchte, sie zu beruhigen, und meinte, sie sei doch gut vorbereitet. Sie kämen schon rechtzeitig an, schließlich seien sie früh genug aufgebrochen.

Darauf antwortete Tante Thea hastig, dass dieses Gespräch sehr wichtig für sie sei; sie dürfe auf keinen Fall zu spät kommen.

Martin, der zwischen Tante und Mutter versuchte, mit den beiden Schritt zu halten, erinnerte sich an Mamas Worte, Tante Thea hielte sich für ‚was Besseres‘, und er fragte neugierig:

»Sag mal, Tante Thea, bist du wirklich was Besseres?«

Überrascht hob seine Tante die Augenbrauen.

»Wie kommst du denn darauf, Martin?«

Unsicher schaute er erst seine Mutter an, dann seine Tante:

»Mama hat gesagt, du hältst dich für was Besseres. Und jetzt mit der neuen Arbeit vielleicht noch mehr.«

Seine Mutter wollte ihn unterbrechen und flüsterte hastig:

»Martin, bitte ...«

Tante Thea warf seiner Mutter einen beleidigten Blick zu, wandte sich ab und sagte scharf:

»Wisst ihr was, ich schaffe das auch alleine!«

Dann rauschte sie davon, schneller noch als zuvor, den Kopf trotzig erhoben, und ließ ihn und seine Mutter einfach stehen.

Seine Mutter rief ihr hinterher, sie solle warten, Martin habe es nicht so gemeint.

Aber Tante Thea stürmte bereits um die nächste Ecke und verschwand aus ihrem Blick.

Martin schaute seine Mutter fragend an, konnte sich nicht erklären, was geschehen war: Warum war seine Tante plötzlich so aufgebracht und wollte nicht mehr, dass er und Mama sie begleiteten?

Sie blickte auf ihn herunter. Ihr Blick und ihre Stimme zeigten Enttäuschung.

»Warum musst du immer so vorlaut sein?«

Ihre Worte hörten sich vorwurfsvoll an. Er senkte schuldbewusst den Kopf und antwortete:

»Es tut mir leid.«

Seine Stimme war leise und zitterte. Schon wieder hatte er etwas falsch gemacht. Mama enttäuscht. Und diesmal auch noch Tante Thea verärgert. Das war schlimmer als sonst.

Seine Mutter nahm etwas ruppig seine Hand, wandte sich um und schlug den Weg zurück nach Hause ein, fast so schnell, wie vorher seine Tante gelaufen war. Er hatte wieder Mühe, Schritt zu halten.

Warum wurden Mama und Papa so schnell sauer, wenn er etwas wissen wollte, fragte er sich wieder einmal. Was war diesmal falsch gewesen? Er hatte doch bloß wiederholt, was Mama gesagt hatte. Ihr ‚Martin, bitte ...‘ fühlte sich an, als solle er seinen Mund halten. Aber sie erklärte nicht, warum.

Auf dem Rückweg war es still. Seine Mutter sagte nichts und Martin hob kaum den Kopf.

Die Stille hatte wie eine schwere Decke auf ihm gelegen.

Die Begebenheit mit Thea war nun schon eine Weile her. In dieser Zeit hatten Gaby und ihre Schwägerin nicht miteinander gesprochen. Und nun stand Oma Martha unten vor der Haustür – und Thea war mitgekommen. Es wäre Gabys erster Kontakt mit ihrer Schwägerin, seitdem Martin seine unpassende Frage gestellt hatte.

Aber so weit kam es nicht.

Gaby ging zur Wohnungstür, in den Händen ein feuchtes Geschirrtuch.

Martin wartete schon aufgeregt darauf, dass seine Mutter den Besuch herenließ.

Sie drückte auf den Summer für die Haustür, öffnete die Wohnungstür, trat einen Schritt in den Hausflur und hörte, wie unten die Tür des Hauseingangs geöffnet wurde.

Aus dem Treppenhaus drang die ungeduldige Stimme ihrer Schwägerin nach oben:

»Schickt ihr Martin runter? Wir sind spät dran.«

Seine Mutter sagte nichts.

Martin sah, wie sich ihre Schultern leicht hoben und sich etwas in ihrem Gesicht veränderte: ein kurzer, angespannter Zug um ihren Mund. Er kannte das: Seine Mutter mochte es nicht, wenn jemand so mit ihr sprach. Und noch weniger mochte sie es, wenn jemand so mit ihm sprach.

Doch diesmal war es anders. Diesmal ging es nicht um ihn. Diesmal ging es um etwas zwischen den Erwachsenen, das er nicht verstand.

Seine Mutter forderte ihn auf, sich zu beeilen. Nicht unfreundlich, aber auch nicht so warm wie sonst.

Er spürte, dass er jetzt besonders brav sein sollte. Vielleicht konnte er ja etwas wiedergutmachen, auch wenn er nicht wusste, was genau.

Gaby wandte sich wieder zum Treppenhaus und schlug hinunterrufend vor, dass Thea und Martha doch kurz heraufkommen könnten, Martin müsse sich noch fertig machen.

Thea lehnte ab und drängte erneut zur Eile.

Was war nur in ihre Schwägerin gefahren, dachte Gaby.

Ihr war es äußerst peinlich, dass Thea erfahren hatte, was sie über sie dachte.

Aber so war es nun einmal: Ihre Schwägerin verschwieg ihre Herkunft aus einfachen Verhältnissen nur allzu oft – und rückte sich dabei gern in ein besseres Licht. Sie identifizierte sich lieber mit der ‚besseren‘ Gesellschaft.

Was sie darunter verstand, wusste sie wohl selbst nicht. Aber eines war Gaby klar: Ihre Schwägerin wollte ihr Leben nicht so verbringen wie der Rest der Familie.

Das zeigte sich an Theas oft extravaganten Kleidern und an ihrem aufwändigen Make-up, das teuer wirkte.

Ob sie sich das leisten konnte? Gaby bezweifelte es. Doch das sollte sich ja ändern, wenn ihre Schwägerin die Stelle in dem Modegeschäft bekam – einem kleinen, aber feinen Laden in bester Innenstadtlage, in dem hochwertige Handschuhe, Krawatten und Schals verkauft wurden.

Von dieser Stelle hatte Thea oft gesprochen.

Ob sie dort arbeiten würde, wusste Gaby nicht. Sie hätte es gern erfahren und wünschte es ihrer Schwägerin auch. Aber dafür müsste sie sich erst wieder mit ihr versöhnen. Und das war nicht einfach. Thea war nicht nur ungeduldig, sondern auch nachtragend.

Vielleicht ergab sich bald eine Gelegenheit, mit ihrer Schwägerin zu sprechen, ohne dass es gleich wieder eskalierte.

Für Thea hing viel an dieser Stelle – vor allem Hoffnung auf ‚bessere‘ Zeiten, wobei ‚besser‘ für ihre Schwägerin wohl vor allem bedeutete: mehr Geld, eine vorzeigbare Adresse, ein Leben mit Menschen, die nicht ‚gewöhnlich‘ waren.

Bekam sie die Stelle, würde Thea ihre Nase wohl noch höher tragen als bisher.

Gaby war froh, dass ihr Mann – Theas Bruder – anders gestrickt war. Hans war bodenständig. Und sie glaubte, dass er das auch bleiben würde. Er strebte nicht nach ‚Höherem‘, so wie seine Schwester.

Gaby, selbst aus dem Milieu der Arbeiterwohlfahrt, identifizierte sich – mehr unbewusst als bewusst – mit den Errungenschaften und der Haltung der Arbeiterklasse. Sie konnte mit den Wünschen ihrer Schwägerin nicht viel anfangen.

Mehr Geld? Ja, wäre schön. Aber wären sie dann glücklicher?

Sie hatte von vielen Menschen gehört, die reichlich Geld hatten und sich trotzdem stritten. Das klang nicht erstrebenswert.

Hans sah das ähnlich – wenn auch aus anderen Gründen. Er entstammte einer Familie, in der ein Mensch nur etwas galt, wenn er fleißig sein Tagwerk verrichtete. ‚Schaffe, schaffe, Häusle baue‘ – das war nicht nur eine Redensart, sondern eine Lebenshaltung.

Bei Familienfeiern waren Arbeitsamkeit, Pflichtbewusstsein, Wahrheitsliebe und moralische Standhaftigkeit zwar selten Thema, bestimmten die Gespräche aber unterschwellig.

Martin lauschte den Unterhaltungen oft. Er verstand wenig – spürte aber viel: Man musste ehrlich und fleißig sein, wenn man gemocht werden wollte. Und man durfte sich nicht zu sehr in den Mittelpunkt stellen. Sonst konnte es passieren, dass man zur nächsten Feier nicht mehr mitkommen durfte.

Erst später in seinem Leben sollte Martin erkennen, wie bieder und brüchig diese ‚ehrenwerte‘ Haltung in diesem Teil der Familie wirklich war.

Jetzt, an der Wohnungstür, hörte er seine Tante durchs Treppenhaus rufen.

Er merkte, wie Mama zögerte, und spürte, dass sie Tante Thea nicht gern nachgeben wollte. In ihm stieg die Angst hoch, wieder etwas falsch zu machen – so wie neulich, als wegen seiner Frage alles aus dem Ruder gelaufen war.

Mama hatte nur genervt gesagt, er solle nicht immer so vorlaut sein. Sie hatte nicht erwähnt, dass er schuld sei. Aber für ihn hatte es sich so angefühlt.

Als sie nach all dem Hin und Her wieder zu Hause gewesen waren, war er enttäuscht und traurig ins Kinderzimmer gegangen. Dort waren ihm die Tränen gekommen.

Wenn er doch wenigstens wüsste, was falsch gemacht hatte, was er anders machen sollte. Aber keiner sagte ihm das.

So lernte er, lieber still zu sein. Und wenn er doch etwas fragte, fühlte er sich hinterher meistens schlecht – nicht wegen der Frage, sondern wegen dem, was danach kam.

...

Die ganze Geschichte bei Books on Demand:

<https://buchshop.bod.de/>

ISBN: 978-3-6957-5887-6